

Gemeinschaftliches Wohnen gegen die Angst, allein zu sein?

Gemeinschaftliche Wohnprojekte entwickeln konkrete Lösungen für Probleme und Herausforderungen des sozialen, gesellschaftlichen und demografischen Wandels: gegenseitige Unterstützung statt Anonymität. Sie reagieren damit auch auf Defizite und Probleme der bestehenden Wohnraumversorgung und erweitern den Familienbegriff um den alten Gedanken des „ganzen Hauses“, in dem alle Platz haben. Es werden neue enge soziale Netze aufgebaut und neue Wahlfamilien und Wahlverwandtschaften etabliert, die Unterstützung und Kommunikation in unmittelbarer Nähe sowie Menschen für gemeinschaftliche Aktivitäten garantieren (s. a. Opaschowski 2005; Stiftung für Zukunftsfragen 2010).

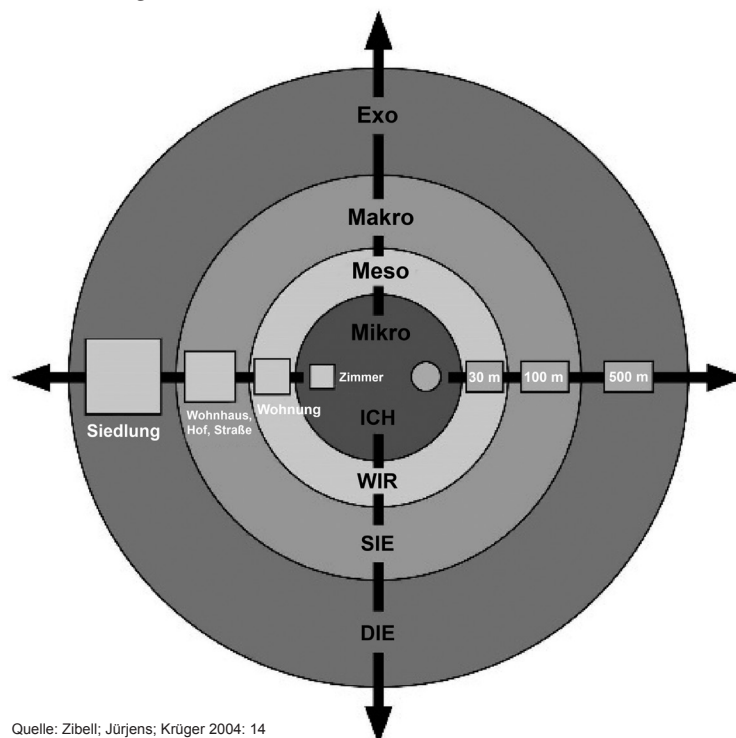
In diesem Beitrag geht es vor allem um den gesellschaftlichen Wandel. Wie wird er im Wohnen sichtbar? Warum dort? Wir suchen die Ursachen zu Beginn in den veränderten Familienstrukturen, der Individualisierung und den sich stetig ausdifferenzierenden Lebensformen. Wie verändern sich die Wohnbiografien der Menschen und welche neuen Wohntypologien ergeben sich daraus? Anschließend rücken die ökonomische Unsicherheit und die neue Eigenverantwortung des/der Einzelnen bei gleichzeitigem Rückzug von institutioneller sozialstaatlicher Unterstützung in den Fokus. Hier sind gemeinschaftliche, in soziale Netze eingebundene Versorgungsstrukturen eine ernst zu nehmende Alternative und für manche Menschen finanziell die einzige Möglichkeit. Die Tendenz, vormals Privates zu teilen, zu tauschen oder ohne monetäre Gegenrechnung zu verschenken, ist ein wachsendes Phänomen, das diesen Wandel begleitet (Share Economy). Die Idee, dass geteilte Dinge finanziell entlastend, aber auch ökologisch wertvoll sind, wird nun auch vermehrt im Wohnen praktiziert. Doch wen sprechen diese neuen Unterstützungsstrukturen im Wohnen eigentlich an und warum? Am Ende dieses Artikels widmen wir uns schließlich dem aktuellen Forschungsstand zur Frage nach den sozialen und ökonomischen Potenzialen und Grenzen, die gemeinschaftliche Wohnprojekte bieten.

Wohnen im Umbruch

Wohnen heißt mehr als sich dauerhaft an einem Ort zu befinden oder dort einen Schlafplatz zu haben. Es ist Basis für soziale Beziehungen, die sich vom Mikrosystem des eigenen Zimmers in die Wohnung und darüber hinaus in die Nachbarschaft und das Haus als Makro-

system bis in Stadt oder Gemeinde als Exosystem erstrecken. Gemeinschaftliches Wohnen verortet sich hier fluide zwischen den Systemen und erweitert damit tradierte Vorstellungen vom Wohnen. Die Projekte zeichnen sich dadurch aus, dass sie von denen (mit-) gestaltet werden, die sie nutzen, und dass sich die Teilhabe an Entscheidungen und die Nutzung über die eigene „Wohneinheit“ hinaus auf alle gemeinsamen Flächen erstreckt. Die stetig steigende Zahl solcher Projekte ist Anzeichen dafür, dass immer mehr Menschen dazu tendieren, ihre informellen und privaten Belange der sozialen Sicherheit, des wirtschaftlichen Zugangs zu Flächen und Raum sowie der Haushaltsorganisation nicht mehr isoliert und individuell zu gestalten (vgl. Häußermann 1999: 18 ff.). Gleichzeitig rückt die Haus-Nachbarschaft durch die geteilten Strukturen näher an das Mikrosystem der Einzelnen heran. Damit ist gemeinschaftliches Wohnen eine hybride Wohnform. Sie resultiert aus einem wachsenden Bedürfnis und der Notwendigkeit von Menschen, eigene Strategien zur Bewältigung des gesellschaftlichen Wandels zu entwickeln, da bestehende Wohnformen und -typologien nicht mehr die ganze Palette des Wohnbedarfs abdecken.

Die Wohnung im räumlichen und sozialen Kontext



Quelle: Zibell; Jürjens; Krüger 2004: 14

Neue Lebensformen und Lebensphasen

Die Pluralisierung der Haushalts- und Wohnformen ist Symptom des gesellschaftlichen Wandels, der auf die Liberalisierung rechtlicher Regeln und Moralvorstellungen, die Emanzipation der Frau, den gestiegenen Wohlstand und die Entstehung neuer Lebensphasen zurückzuführen ist (vgl. Häußermann 1999: 15 f.). Mit der steigenden Lebenserwartung und der Verlängerung der Aus- und Weiterbildung ist eine Verschiebung und Ausdifferenzierung der Lebensphasen verbunden. So gibt es heute auch die „Jungen Erwachsenen“, die fast schon selbstständig zwischen Jugendlich- und Erwachseneinpendeln, oder die „Jungseniorinnen und -senioren“, die körperlich fit sind, Freizeit und Geld zur Verfügung haben. Inzwischen bestehen so um die sieben Lebensphasen, deren Übergänge fließend sind und eigene Lebens- und Wohnformen mit sich bringen (vgl. Krosse 2005: 30 f.; s.a. Höpflinger 2014). Früher nicht anerkannte Lebensformen werden heute mit neuen Begriffen belegt, woran erkennbar ist, dass sie nicht mehr aus der Perspektive der „einzig richtigen“ Lebensform, der Kleinfamilie, heraus bewertet werden. So verwandeln sich der „Junggeselle“ und das „alte Mädchen“ in den Single, aus wilden Ehen und unverheirateten Müttern werden (Lebensabschnitts-)Partnerschaften und Alleinerziehende (vgl. Häußermann 1999: 12 und Krosse 2005: 20). Neben der Gleichwertigkeit der „neuen“ Lebensformen ist inzwischen auch die bewusste Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Lebensform gesellschaftlich anerkannt. Zudem sind sie nicht mehr in eine einfache biografische Abfolge einzuordnen und entwickeln sich wesentlich dynamischer (vgl. Krosse 2005: 11, 25, 32, 42 f.). Gerade hier zeigt gemeinschaftliches Wohnen durch neue Wohntypologien und gemeinsame Verfügung über bestimmte Flächen eine Möglichkeit auf, diese Gleichzeitigkeit und Dynamik besser zu integrieren als der gegenwärtige Immobilienmarkt.

Neue Wohnbiografien und Wohntypologien

Die Pluralisierung der Lebensformen und Lebensphasen führt zur Veränderung traditioneller Wohnbiografien. War es früher üblich, nach dem Auszug aus dem Elternhaus mit Partnerin oder Partner und Kindern, später ohne Kinder zusammen und danach vielleicht alleine zu leben, so ist nun eine Vielzahl unterschiedlicher Wohnphasen hinzugekommen. Neue Wohnbiografien erstrecken sich häufig über mehrere Wohnphasen, die sich auf die jeweilige Lebensform beziehen. Jede dieser Phasen bringt unterschiedlichste Bedürfnisse in Bezug auf die Lage der Wohnung, die Wohnungsgröße, die Ausstattung und die Nähe und Distanz zu den Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern mit sich (vgl. Häußermann 1999: 19).

„Dorf“	Haus	Kindheit
Stadt	WG-Wohnung	Ausbildung
Stadt	Wohnung	Partnerschaft Beruf
Umland	Wohnung	Familie
Stadtrand	Haus	Generations- übergreifend
Stadt	Wohnung	Scheidung
Stadt	Wohnung	neue Partnerschaft Auszug des Kindes
Stadt	Appartment in WG	Senior

Quelle: Eigene Darstellung

Beispiel einer neuen Wohnbiografie

Mit den gehobenen Standards in Form von gestiegenem Flächenbedarf und der Unterbringung einer Vielzahl an persönlichen Haushalts- und Konsumgütern ist in Deutschland eine Expansion der Wohnflächen zu verzeichnen. So ist gemäß Statistischem Bundesamt (2015) der Wohnflächenverbrauch pro Person in Deutschland von 40,8 Quadratmetern in 2004 auf 46,5 Quadratmeter in 2014 gestiegen. Gleichzeitig entsprechen konventionelle Wohnungen oft nicht mehr den heute stärker variierenden Ansprüchen der jeweiligen Lebensphase und -form ihrer Bewohnerinnen und Bewohner. Verschiedene Lebensentwürfe und Wertvorstellungen können nacheinander oder gleichzeitig in der eigenen Biografie verwirklicht werden. „Neue“ Lebensformen entstehen und sind gesellschaftlich anerkannt (vgl. Krosse 2005: 43 f.). So umfasst die Familie im Mikrozensus heute „(...) alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, das heißt Ehepaare, nichteheliche (gemischtgeschlechtliche) und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften sowie Alleinerziehende mit ledigen Kindern im Haushalt. Einbezogen sind – neben leiblichen Kindern – auch Stief-, Pflege- und Adoptivkinder ohne Altersbegrenzung. Damit besteht eine Familie immer aus zwei Generationen: Eltern/-teile und im Haushalt lebende ledige Kinder“ (Statistisches Bundesamt 2016).

Das Bedürfnis nach passenden Wohnungszuschnitten und stärkerer Einbindung in soziale Netzwerke lässt sich an der Präferenz „neuer“ Lebensformen für große und möglichst neutrale Grundrisse erkennen und an der Suche nach einer Nachbarschaft, in der man nicht anonym nebeneinander wohnt. Mit dem gesellschaftlichen Wandel löst sich das Selbstverständnis vom isolierten individuellen Wohnen immer mehr auf (vgl. Hasse/

Witan 2009: 19 f.). Die einzelne Wohnung oder das Zimmer sind zwar meist nach wie vor Orte des persönlichen Rückzugs, aber mit der Auslagerung bestimmter sozialer und räumlicher Funktionen findet gleichsam eine Ausdehnung des Wohnens über diesen privaten Bereich hinaus statt. So entstehen Raumkonzepte, die zwar meist konventionell zwischen öffentlichen und privaten Bereichen unterscheiden, den Schwellenräumen, also den halböffentlichen und halbprivaten Bereichen aber eine besondere Beachtung und mehr Fläche schenken, da sie mit der restlichen Organisation der Gebäudestruktur ein grundlegendes Element für die Qualität und Flexibilität der sozialen Struktur darstellen (vgl. Krosse 2005: 55). Durch das gemeinschaftliche Wohnen kann das Raumprogramm wesentlich flächensparender erweitert und flexibilisiert werden. So werden gezielt gemeinschaftliche Räume und Flächen außerhalb der privaten Wohnbereiche eingeplant, die auch die zufällige Begegnung im halböffentlichen Raum ermöglichen. Ergänzende Raumangebote, die entweder ohne Gebühr gemeinsam genutzt, bei Bedarf gemietet oder sogar an Externe vermietet werden können, bilden die Basis für ein soziales Netzwerk über die individuelle Wohneinheit hinaus. Die Angebote reichen vom Gemeinschaftsraum über die Gemeinschaftsküche, Kindertoberäume, Bibliotheken, verschiedene Werkstätten und Kellerräume bis hin zu Büros, Gästezimmern oder kleinen Gästeappartements (vgl. Schader-Stiftung 2013). Das so erweiterte Raumangebot ermöglicht eine Anpassung an spezifische Bedürfnisse in bestimmten Lebensphasen. Mit der Öffnung ihrer Gemeinschaftsräume für öffentliche Veranstaltungen (Informationsabende, Gruppentreffen, Konzerte etc.) und externe Gruppen leisten manche Wohnprojekte einen aktiven Beitrag zur Stadtteil- bzw. Ortskultur und erweitern auch dort das Raumangebot.

Gemeinschaftliches Wohnen als Kompensation

Die „neue“ Eigenverantwortung

Die staatlichen Sicherungssysteme unterliegen seit mehreren Jahrzehnten einer tiefgreifenden Transformation. Sozialstaatliche Leistungen werden abgebaut und an ihre Stelle tritt die Eigenverantwortung, sich privat oder institutionell anderer Wege der Versorgung und Sicherung zu bedienen. Es kommt zu einer Verlagerung der Verantwortung auf das Individuum. Innerhalb des neoliberalen Systems ist der „Aktivbürger“ zum Unternehmer seiner selbst geworden.

Doch diese Eigenverantwortlichkeit können sich nicht alle Bürgerinnen und Bürger leisten. So entwickeln manche aus der Not heraus andere Lösungen jenseits von staatlichen oder privatwirtschaftlichen Versorgungsangeboten (vgl. Hasse/Witan 2009: 144; Krosse 2005: 41; Fezer et al. 2004: 15, 23).

Die Entstaatlichung bei gleichzeitigem Drängen auf die Übernahme von individueller Verantwortung kann durchaus als das Aufkündigen gesamtgesellschaftlicher Verantwortlichkeit verstanden werden und vermag somit Ängste zu wecken. Es entsteht ein erhöhtes Sicherheitsbedürfnis und ein individuelles, Gemeinschaft suchendes Interesse. Anders als ihre Vorreiterinnen und Vorreiter gehören diese Suchenden häufig nicht mehr zu den gesellschaftlichen Utopisten. Gemeinschaftliche Wohnformen sind ein realistisches Konzept, auf dessen Basis viele gesellschaftliche Entwicklungen bewältigbar erscheinen. Grundlage des gemeinschaftlichen Wohnens ist schließlich die Einbindung in ein verlässliches soziales Netzwerk, das auf gegenseitiger Unterstützung basiert, jedoch ebenso den individuellen Rückzug ermöglicht und die Selbstständigkeit erhält (s. a. Becher/Bura 2002 und Krosse 2005: 43). Wir befinden uns schon seit längerem in einem Umwandlungsprozess, in dem verwandtschaftliche Netzwerke von anderen außerfamiliären Netzwerken abgelöst werden. Diese sozialen Umfeldler werden „tendenziell dynamischer und vielschichtiger“ (Neef 1999: 17) und erfordern ein neues aktives Beziehungsmanagement, dessen Erhalt mental und emotional durchaus überfordern kann. Gemeinschaftliche Wohnformen können an dieser Stelle eine wichtige strukturelle Basis darstellen.

Die Notwendigkeit neuer Solidarität

Der steigende Bedarf für neue Wohnformen ist vor allem in zwei Lebensphasen festzustellen: Einerseits sind es oft Haushalte mit Kindern, die aufgrund sozialer oder wirtschaftlicher Gründe die Nähe einer solidarischen Nachbarschaft in zentraler Lage dem Einfamilienhaus am Stadtrand vorziehen. Andererseits sind es Menschen über 55 Jahre, oftmals Frauen, die aufgrund aktueller Szenarien (steigende Wohnkosten, Altersarmut etc.) einer Vereinsamung entgegenwirken wollen. Beide Gruppen verorten sich in der Pflege ihrer sozialen Beziehungen aufgrund ihrer Lebenssituation besonders im direkten Wohnumfeld. Die Möglichkeit zu gemeinschaftlichen Aktivitäten und nachbarschaftlicher Hilfe ist nach wie vor ein tragender Bestandteil des eigenen Selbstverständnisses vieler Projekte. Aufgrund der gestiegenen Doppelbelastung durch Familien- und Erwerbsarbeit oder einer eingeschränkten Mobilität besteht ein starker Bedarf an Unterstützung im Alltag. Man will sich seine Nachbarschaft selbst aussuchen und erhofft sich dadurch, im Falle einer Überlastung auf tolerante „Unterstützungsmilieus“ zurückgreifen zu können (vgl. Fedrowitz/Gailing 2003). Inwieweit diese Unterstützungsmilieus tatsächlich tragfähige Hilfen im Alltag darstellen, gestaltet sich von Projekt zu Projekt sehr unterschiedlich. So zeigten beispielsweise qualitative Untersuchungen von Wohnprojekten 2011 in Kassel, dass es sowohl Unterschiede in der Intensität der gegenseitigen Hilfe als auch im Teilen von Räumen

und Dingen gibt, je nachdem, welche Besitz- oder Eigentumsstrukturen dem jeweiligen Projekt zugrunde liegen (Kietzke 2011).

Realitätscheck – Potenziale und Grenzen gemeinschaftlichen Wohnens

Inzwischen gibt es einige Forschungsarbeiten, die sich explizit mit dem volkswirtschaftlichen, aber auch dem sozialen Nutzen von gemeinschaftlichen Wohnprojekten befassen. Im Vergleich mit tradierten Wohnformen zeichnen die erhobenen Daten ein deutliches Bild. So wurde 2009 im Auftrag der Bertelsmann Stiftung eine sozioökonomische Mehrwertanalyse gemeinschaftlicher Wohnprojekte vorgenommen, die aufzeigte, dass das soziale Leben ausgeprägter und die Gesundheitsentwicklung der Bewohnerinnen und Bewohner tatsächlich besser ist. Die Kosten für Unterstützungs- und Pflegebedarf sind reduzierter und auch die Teilhabe am Leben im Quartier ist stärker. Gemeinschaftliche Wohnprojekte generieren einen sozialen und sozioökonomischen Mehrwert, der auf den persönlichen Tätigkeiten und Investitionen der Bewohnerinnen und Bewohner basiert, die sowohl die baulich-räumliche Innovation als auch die soziale Betreuung umfassen (vgl. Netzwerk: Soziales neu gestalten 2009).

Eine weitere aktuelle Studie (Philippsen 2014) beschäftigt sich mit den sozialen Netzwerken, vorrangig bei Mehrgenerationenprojekten. Philippsen beschreibt, dass mit der Möglichkeit des Einflusses auf die Auswahl der Bewohnerinnen und Bewohner eine den herkömmlichen Nachbarschaften innewohnende Distanzhaltung aufgegeben wird. Es besteht eine emotionale Verbundenheit, eine Identifikation, die sich sowohl in Freundschaften als auch in gegenseitiger emotionaler Unterstützung manifestiert. Die Unterstützungsleistungen im sozialen Bereich bestehen hauptsächlich aus „kleineren Gefälligkeiten“, die sich leicht in den Alltag des gemeinsamen Wohnens integrieren lassen. Dazu gehört das Babysitten ebenso wie das Ausleihen und Reparieren von Dingen, vor allem aber auch die Möglichkeit, in Notsituationen nach Hilfe fragen zu können. Ein wichtiger Teil der Unterstützung besteht auch in gegenseitiger Beratung und kleinen Vereinbarungen (wie das Hinterlegen von Hausschlüsseln), die ein Gefühl von Sicherheit und Vertrauen vermitteln. Diese Unterstützung umfasst jedoch keine längerfristigen Pflegeleistungen. Solche werden meist von Externen (Familienangehörigen, Pflegediensten) übernommen. Verbleiben schwerere Pflegefälle im Projekt, bleibt der Mehrwert dieser Wohnform für sie meist ungenutzt. Für ebenfalls im Projekt lebende Angehörige ermöglichen Wohnprojekte jedoch gerade hier eine fortlaufende Anbindung und wirken damit der Isolation, wie sie bei häuslicher Pflege öfter vorkommt, entgegen.

Die soziale Zusammensetzung in den gemeinschaftlichen Wohnprojekten ist trotz einiger Ausnahmen nach

Philippsen sehr homogen. Die Selektion erfolgt meist unbewusst über den sozialen Status und das Bildungsniveau. Die Gruppenfindungsphase (homogenes Milieu aus Bekannten, Freunden und Menschen mit ähnlicher Einstellung), die Art der Kommunikation und der langwierige komplizierte Planungsprozess wirken hier besonders selektierend. Sozial- und Bildungsschichten jenseits von mittlerem Einkommen und höherem Bildungsniveau könnten aber durch eine bessere Förderstruktur eingebunden werden. Dazu gehören das Bereitstellen von Informationen und die Beratung über die Potenziale gemeinschaftlichen Wohnens, entstehende Projektgruppen und finanzielle Fördermöglichkeiten. Inzwischen gibt es ein breites Netzwerk unterschiedlicher Institutionen, die sich dieser Förderung widmen: so z. B. das FORUM Gemeinschaftliches Wohnen e. V. oder die Stiftung trias mit dem „wohnprojekte-portal“. Das Bildungsniveau spielt letztlich bei der Integration in die Wohngruppe kaum mehr eine Rolle. Der Zugang zum Projekt oder bestenfalls zu der Möglichkeit, ein eigenes Projekt zu initiieren, ist hier ein Schlüsselfaktor (vgl. Philippsen 2014: 262 ff.).

Gemeinschaftliches Wohnen als Symptom und Hoffnungsträger

Die Entscheidung für ein Leben im gemeinschaftlichen Wohnprojekt ist vor allem auch eine Entscheidung für die Mitgestaltung des eigenen Wohnens. Grundlegende Eigenschaften dieser Wohnform sind schließlich die Selbstverwaltung, die Mitbestimmung und die Entscheidungsteilhabe. So entsprechen die Bewohnerinnen und Bewohner gemeinschaftlicher Wohnprojekte dem Leitbild aktiver Bürgerinnen und Bürger: Sie vertreten ihre eigenen Interessen, sie verfolgen individuelle Lösungswege und organisieren ihre Versorgung innerhalb eines „machbaren“ Rahmens – auch ohne Unterstützung des Staates. So ist mit der Mitgestaltung des Wohnens auch ein Hinterfragen der herrschenden Verfügungsgewalt verbunden. Die Bewohnerinnen und Bewohner widmen sich hier der Entwicklung von Strategien zur Bewältigung eigentlich gesamtgesellschaftlicher Problemlagen.

Die Vielschichtigkeit der gesellschaftlichen Relevanz gemeinschaftlicher Wohnprojekte ist inzwischen offensichtlich, das Engagement und das Potenzial der Bewohnerinnen und Bewohner ebenfalls. Ihre spezifischen kleinteiligen individuellen Lösungen, die als Reaktion auf die sich zuspitzenden sozialen, ökonomischen und ökologischen Probleme unserer Zeit entwickelt wurden, lassen sich auf die Gesellschaft übertragen und als sinnstiftende und effektive Teilbeiträge zur Bewältigung des gesellschaftlichen Wandels werten.

Literatur

- Becher, Britta; Bura, Josef (2002): Gemeinschaftliche Wohnformen für eine zukunftsorientierte Stadtentwicklung. In: *Stattbau Hamburg GmbH (Hrsg.): Wohnprojekte, Baugemeinschaften, soziale Stadtentwicklung. Das Stattbau-Buch. Hamburg.*
- Fedrowitz, Micha; Gailing, Ludger (2003): Zusammen wohnen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Strategie sozialer und ökologischer Stadtentwicklung. Dortmund. = *Dortmunder Beiträge zur Raumplanung. Blaue Reihe 112.*
- Fezer, Jesko; Heyden, Mathias (Hrsg.) (2004): *Hier Entsteht. Strategien partizipativer Architektur und räumlicher Aneignung. Berlin.*
- Hasse, Jürgen; Witan, Jessica (2009): *Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft. Bielefeld.*
- Häußermann, Hartmut (1999): *Neue Haushalte – Wohnformen zwischen Individualisierung und Vergemeinschaftung. Neue Lebensstile – neue Haushaltstypen. (Referate und Diskussionsbeiträge des Ludwigsburger Forumsgesprächs 1997). In: Wüstenrot Stiftung (Hrsg.): Neue Wohnformen im internationalen Vergleich. Stuttgart u. a., 12–21.*
- Höpfinger, François (2014): *Wandel des Alters – neues Alter für neue Generationen. <http://www.hoepflinger.com/fhtop/Wandel-des-Alters.pdf> (15.08.2016).*
- Kietzke, Lisa (2011): *D.I.Y. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als soziale Hoffnungsträger? Unveröffentlichte Masterarbeit an der Universität Kassel.*
- Krosse, Susanne (2005): *Wohnen ist mehr. Andere Wohnkonzepte für neue Lebensformen. Frankfurt am Main. = Beiträge zur Planungs- und Architektursoziologie 3.*
- Neef, Andreas (1999): *Schnittstelle der Herzen – Die Zukunft des sozialen Lebens am Netz. In: ZUKÜNFT. Zeitschrift für Zukunftsgestaltung & vernetztes Denken. Ausgabe 30, Winter 99/2000, 16-18.*
- Netzwerk: *Soziales neu gestalten (Hrsg.) (2009): Soziale Wirkung und „Social Return“ – Eine sozioökonomische Mehrwertanalyse gemeinschaftlicher Wohnprojekte. Gütersloh.*
- Opaschowski, Horst W. (2005): *Besser leben, schöner wohnen? Leben in der Stadt der Zukunft. Darmstadt.*
- Philippsen, Christine (2014): *Soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Eine empirische Analyse von Freundschaften und sozialer Unterstützung. Opladen, Berlin, Toronto.*
- Schader-Stiftung (2013): *Architektur für Wohnprojekte – Impulse für innovative Wohntypologien? Artikel vom 12.11.2013. <https://www.schader-stiftung.de/themen/stadtentwicklung-und-wohnen/fokus/gemeinschaftliches-wohnen/artikel/architektur-fuer-wohnprojekte-impulse-fuer-innovative-wohntypologien> (15.08.2016).*
- Statistisches Bundesamt (Destatis) (2016): *Familien. (Staat & Gesellschaft - Haushalte & Familien). <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/HaushalteFamilien/Glossar/Familien.html> (15.08.2016).*
- Stiftung für Zukunftsfragen (Hrsg.) (2010): *Freunde werden zur „Wahlfamilie“. Einstellungswandel in Deutschland. Hamburg. = Forschung aktuell – Newsletter 224, 31. Jg., 24.06.2010.*
- Zibell, Barbara; Jürjens, Brigitte; Krüger, Karsten (2004): *Wohn- und Versorgungs-Stadt-Region 2030. Forschungsergebnisse. Braunschweig. = STADT+UM+LAND 2030 Region Braunschweig, 10.*

Dr. sc. techn. Barbara Zibell ist Professorin für Planungs- und Architektursoziologie an der Leibniz Universität Hannover. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Wohnen und Versorgen / Daseinsvorsorge, nachhaltige Raumentwicklung, Gender Perspektiven in Architektur und Planung.

Kontakt:

Barbara Zibell
 ☎ 0511 762 5791
 b.zibell@igt-arch.
 uni-hannover.de



Dipl.-Ing. M. Sc. Lisa Kietzke ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Planungs- und Architektursoziologie an der Leibniz Universität Hannover. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Architektursoziologie und -theorie, Baukultur, Wohnen und urbane Landschaften.

Kontakt:

Lisa Kietzke
 ☎ 0511 762 2226
 l.kietzke@igt-arch.
 uni-hannover.de

